

Von der Unmenschlichkeit des Lachens

Laila Baalabakkis Roman «Ich lebe»

Der 1958 erschienene arabische Roman von Laila Baalabakki, «Ich lebe», liegt nun erstmals in deutscher Übersetzung vor. Das Erstlingswerk einer damals 22jährigen Libanesin erzählt von einer jungen Frau, die sich gegen eine Gesellschaft aufzulehnen versucht, die ihr als Frau die Individualität im Sinne von Selbstverantwortung und Selbstbestimmung nehmen will – und die schliesslich scheitert. Die Protagonistin scheitert im Buch, die Autorin verstummte in der Realität, nachdem ihr ein Erzählband einen Prozess brachte, bei dem sie zwar freigesprochen wurde, nach dem sie sich aber aus der Schriftstellerei in den Journalismus zurückzog.

Das Buch war erschreckend für die Gesellschaft, in die es hineingeschrieben wurde, da hier einer Frau Stimme gegeben ist, die der Welt nicht liebend unterwürfig, sondern voll stolzem Hass begegnet, die die Familie nicht ehrt, sondern verachtet und die den eigenen Körper nicht auf dem Silbertablett als Nascherei darreichen will, «als wäre er nur dazu da, dass andere sich daran beausuchen wie an einer Schallplatte, einem Drink oder einem Korb voll Blumen»; die sich dieses Körpers in seiner Sinnlichkeit aber schmerzliches bewusst ist und in aller Schärfe und Deutlichkeit von seinen erotischen und sexuellen Bedürfnissen spricht. Ein Buch, das in seiner nichts beschönigenden Konsequenz und Härte Geschichte machte in der arabischen Literatur.

Es ist aber nicht nur der emanzipatorische Schrei, der dieses Buch zeichnet und auszeichnet. Reduziert man es darauf, wird man ihm genauso wenig gerecht wie durch das Herzählen europäischer Vorbilder, wobei von den Brontë-Schwestern bis zu Françoise Sagan das ganze Spektrum schreibender Frauen schon zum Vergleich herangezogen wurde. Das Buch aber bietet mehr: Auch wenn die Technik der Nahaufnahme bekannt ist, auch wenn die surrealistisch verzerrende Kombinatorik von Einzelteilen einer Szenerie, eines Körpers Tradition hat, auch wenn die kafkaeske Absurdität der hierarchisch geordneten «Organisation» den grossen Vorläufer hat, finden sich in diesem Roman Bilder und Wendungen, die so in keinem europäischen Roman zu lesen sind.

Es ist ein beklemmendes Buch. Nicht zuletzt, weil die Heldin zur Antiheldin wird, sich ständig selbst entlarvt und schliesslich in den von ihr bekämpften Netzen hängenbleibt, das eigene Herz als Köder. Sie scheitert genau da, wo ihr der Hass nicht mehr möglich ist, wo sie den Panzer ablegt: In ihrer Liebe zu dem irakischen Studenten Bahâ verliert sie den Widerstand, der ihr bis dahin durch die Distanz zum Gegenüber die Rebellion erlaubt hat, und phantasiert sich in Szenen schmerzlicher Gewalt und Quälerei hinein, wo sie, als Opfer des Geliebten, die von ihr angeprangerten Stereotypen übernimmt. Die kleinen Schritte, die sie für ihre Selbständigkeit, die Unabhängigkeit vom Elternhaus unternommen hat, die Arbeitsstelle, das Universitätsstudium, gibt sie auf, um tagelang im Café zu sitzen und auf Bahâ zu warten, der sie dann auf alle möglichen Arten demütigt, nicht zuletzt weil sie dasitzt, im Café, dieser Männerdomäne. Den Geliebten erreicht sie nur in Träumen und Phantasien, die sie wieder zurückführen in die Welt, die sie ablehnt und aus der sie sich befreien will.

Ein Teufelskreis, den sie zu spät erkennt. Und so kehrt sie, die im ersten Satz des Romans aus dem Elternhaus zur Strassenbahn geht, um «von

jetzt bis heute abend meinem Leben eine Zukunft [zu] bauen» am Schluss definitiv und resigniert dahin zurück. «Immer muss ich nach Hause zurück. Dort schlafen. Essen. Baden. Mein Schicksal besiegeln lassen.»

Der Roman, in manchem vielleicht etwas plakativ, nicht zuletzt in den Gegensatzpaaren von Hass und Liebe, Stolz und Verachtung, Traum und Realität, fasziniert aber doch durch die Gratwanderung zwischen diesen Extremen. Denn wenn auch kaum mittlere Töne angeschlagen werden, spielt der ganze Roman im Mittelfeld, da, wo die Einsamkeit «mit gekreuzten Beinen hockt», um diese Metapher patriarchaler Gewalt aufzunehmen, da, wo das Lachen Trennlinien zieht. Denn es wird gelacht in diesem Roman. Es wird exzessiv gelacht, so dass man sich bald einmal stösst an dieser Äusserung, die da überall hereinplatzt, «kühl», «müde», «verärgert», «höhnisch», «heiser», «betrübt», «stolz», «abgehackt», «spöttisch», was immer man will.

Man stösst sich daran, nimmt es als Ungeschicklichkeit der Autorin, bis plötzlich, beim zwanzigsten Lachen vielleicht, vielleicht auch schon früher, die Entsetzlichkeit dieser Lacher aufbricht, in der scheinbaren Ungeschicklichkeit der Autorin die Ungeschicklichkeit der Gesellschaft sich zeigt, die Unfähigkeit zur Kommunikation zwischen Mensch und Mensch als zwei Individuen und nicht Steinen eines starren Gesellschaftsspiels. Es ist das Lachen, das den andern erniedrigt, es ist das Lachen, hinter dem man sich versteckt, das Lachen, das lügt, das Lachen, das dem Gesagten den Sinn entzieht, das Lachen, das die Leere füllt und so erst entsetzlich hörbar macht, das Lachen, das als Maske das menschliche Antlitz verzerrt. Es ist der adäquate Ausdruck einer hinterhältigen Kommunikation, eines eingeschliffenen Versteckspiels, wo nicht die Mitteilung wichtig ist, sondern Irreführung und Machtdemonstration. Das Lachen, Gefühlsäusserung, die scheinbar aufreisst, wird da Trennwand, Ausdruck der Einsamkeit und Echo der Leere. In ihm fallen die Extreme zusammen, die unzähligen Hassausbrüche und Liebessehnsüchte, der selbstbewusste Stolz und die Erniedrigung, die Hoffnung und die Verzweiflung. Im Lachen zieht sich die Mauer zur Familie auf. Die verräterische Zweischneidigkeit dieser Waffe aber, die Durchlässigkeit dieses Schilds, von der Protagonistin so oft eingesetzt, wird deutlich in Sätzen wie: «Ich lachte siegesgewiss und hielt mir die Hand vor den Mund.»

In dieser Ambivalenz des Lachens, als Zeichen der Unsicherheit und Ausdruck der Überlegenheit, Maske der Macht und Maske der Schwäche, Kleid der Heiterkeit und Freude und Rüstung der Einsamkeit und Leere, spielt der Roman. Darin prallen die Extreme aufeinander und zerstückeln sich in diese nie ganz auszusprechenden Grauzonen des Alltäglichen, wo die eigentliche Hölle ist. Und darin ist der Roman auch heute nicht abzutun mit dem Hinweis auf Vorbilder und Nachahmer. Nicht im Extrem des Aufschreis dieser Frau, damals, 1958, sondern in der Zersplitterung dieses Schreis ins Alltägliche und der Zerstörung seiner Kraft in der Gesellschaft. Im Lachen. In der Unmenschlichkeit dieses scheinbar menschlichsten Ausdrucks.

Mireille Schnyder

Laila Baalabakki: Ich lebe. Roman aus Libanon. Aus dem Arabischen von Leila Chammaa. Mit einem Nachwort von Hartmut Fähndrich. Lenos-Verlag, Basel 1994. 284 S., Fr. 42.–.